

sätzliche Übereinstimmung in der theologischen Ortung der Säkularinstitute sehen, wie sie Pollak im theologisch-systematischen Teil ihrer Untersuchung herausgearbeitet hat. Die vorgelegte Position finde ich deshalb sehr beachtlich und wertvoll, weil so das Selbstverständnis der Säkularinstitute nicht durch Abgrenzung (von den Religiösen oder den Laien), sondern durch Auslotung ihrer inneren Anliegen gewonnen wird. Ich bewerte das als einen fruchtbaren Ansatz für die Zukunft von Idee und Leben der Säkularinstitute.

Mit dem Schlußkapital legt die Verfasserin eine knappe Zusammenschau der gesamten Arbeit vor. Sie will dies als Versuch einer Synthese verstanden wissen. In sehr geraffter Form werden die Schritte der Untersuchung skizziert, so daß der Leser die Möglichkeit hat, auf zwölf Seiten die wesentlichen Aussagen der Studie sich anzueignen. Die sorgsam aufgeführten Rückverweise erleichtern es sehr, an jeder interessierenden Stelle der Arbeit einsteigen und sich vergewissern zu können.

Im Anhang findet sich eine Termin- und Themenübersicht zu den Treffen der Arbeitsgemeinschaft der Säkularinstitute in Deutschland von 1961–1984 (266–272). Wichtige bibliographische Hinweise und ein sehr umfangreiches Literaturverzeichnis (273–314) bieten jedem, der über Säkularinstitute arbeiten will, ein fundierte Hilfe.

Peter Wolf, Freiburg

BUCHBESPRECHUNGEN

Biographisches zur Religionsgeschichte

Legenda aurea. Das Leben der Heiligen. Hrsg. von Erich Weidinger. Aschaffenburg, Pattloch Verlag 1986, 534 S., geb., DM 39,80.

Zunächst etwas widerwillig griff im Jahre 1521 der schwer verwundete junge spanische Offizier Iñigo de Loyola auf seinem Krankenlager im elterlichen Schloß zur „Legenda aurea“. Eigentlich stand ihm der Sinn viel mehr nach höfischer Ritterepik, die von Minnedienst und kriegerischen Abenteuern handelt. Schließlich beschäftigte ihn die Frage, wie es wäre, wenn auch er das tun würde, was der hl. Dominikus und der hl. Franziskus getan haben. Zur Wirkungsgeschichte der Legenda aurea gehört auch ihre Bedeutung bei der Bekehrung des hl. Ignatius, zugleich ein Zeugnis für ihre weite Verbreitung und Bedeutung bis in die beginnende Neuzeit. Verfaßt hat sie der Dominikaner und spätere Erzbis-

chof von Genua Jacobus de Voragine (1228–1298) vor 1267 unter dem Titel „legenda sanctorum in uno volumine compilavit“. Seine Leistung bestand in der redaktionellen Zusammenfassung einer unüberschaubaren Materialfülle über das Leben der Heiligen und ihrer Systematisierung nach der Chronologie des Kirchenjahres. Die schon im 13. Jahrhundert „Legenda aurea“ genannte Sammlung war in Deutschland schon 1282 bekannt und breitete sich schnell weiter aus. Wer kennt heute noch z. B. die „Sieben Schläfer“ aus Ephesus, Remigius den Bekenner, den Hauptmann Longinus..?

Zur Erschließung der mittelalterlichen Kunst ist die „Legenda aurea“ unentbehrlich. Was uns an den Heiligen oftmals stört, ist ihre Stilisierung. Es gilt darum, die Sendung der Heiligen bis dorthin zu verfolgen, wo ihre Aktion aus der Kontemplation erwächst. Das Wichtigste ist, daß wir aus der

gleichen Quelle heraus zu beten und zu leben suchen, wie sie es getan haben. Die Ausgabe von E. Weidinger bietet nur eine Auswahl, wenn auch eine recht umfangreiche, aber leider sind die Auslassungen nirgends vermerkt. Der angestrebte „Hausbuchcharakter“ ist dadurch stark beeinträchtigt, daß die angegebenen Gedenktage nicht dem gültigen Heiligenkalender entsprechen. Trotz allem ist es sehr zu begrüßen, daß die „Legenda aurea“, in einer gut lesbaren neuen Übersetzung zu einem erschwinglichen Preis greifbar ist. *M. Karger*

Lachance, Paul: The Spiritual Journey of the blessed Angela de Foligno according to the Memorial of Frater A. (Studia Antoniana, 29). Rom, Pontificium Athenaeum Antonianum 1984. X/416 S., kart., ca. L 25 000.

Für das aktuelle Ringen um den rechten Platz der Frau in Kirche und Welt bringen diese sorgfältigen Untersuchungen einer mittelalterlichen Mystikerin (1249–1309) wertvolle Hilfe. In klarer Gliederung erarbeitet der Autor die Voraussetzungen für eine Beschäftigung mit ihrer Erfahrung: Text der Berichte, Zeithintergrund, Biographisches. Die Erfahrungs-Stufen der Seligen bieten einige für die Zeit nicht untypische Schwierigkeiten: Ihr Seelenführer Fra Arnaldo (Arnauld) hat das „Memorial“ nach dem in umbrischem Dialekt gehaltenen Diktat 1297 auf Latein niedergeschrieben. Die andere Schwierigkeit ist der mystische Weg von ungewöhnlich vielen, von „dreißig“ Stufen (die letzten werden von Fra Arnaldo zusammengefaßt). Doch diese Vielzahl ist wohl eher eine biographische als eine systematische Ordnung. Wertvoll wird die Untersuchung von P. Lachance besonders durch das ständige Heranziehen von anderen mystischen Zeugnissen (besonders die spanische Mystik) und moderner Theologien (besonders v. Balthasar).

Die Mystik Angela de Folignos war von großem Einfluß auf die extreme Armutsauffassung der Franziskanerspiritualen (Ubertino de Casale). Angela selbst fand erst mit 40 Jahren den Weg zur Innerlichkeit, der sie schmerzvolle Pfade führte. Die wichtigen letzten „Etappen“ leitet P. Lachance ein mit einem historischen Rück-

blick auf das „Symbol der Dunkelheit“ (Bibel, Gregor v. Nyssa, Ps. Dionysius und dessen Weiterwirken, Bonaventura). Damit nämlich wird das Auffälligste dieser Mystik sichtbar: die „Extrem“-Erfahrung des Verlassen-Seins von Gott, die dann – gleichsam in derselben Richtung zum Nicht-und-Alles weitergeführt und nicht so sehr abgebrochen – sich „von Innen her“ öffnet zur „Extrem“-Erfahrung der Einigung mit Gott.

Viele andere Anregungen zur Phänomenologie und zur Theologie der Mystik sind in dieser Arbeit (und darin: in der Erfahrung Angelas) zu finden: die Rolle Jesu Christi, die Rolle der asketischen Strenge, die Rolle des Lebensalters usw. Wichtig für heute scheint mir besonders: die Erfahrungstiefe, die in dieser Konkretheit wohl eher den Frauen im Christentum geschenkt wurde. *J. Sudbrack JZ*

Augustijn Cornelis: Erasmus von Rotterdam. Leben – Werk – Wirkung. München, C. H. Beck 1986. 201 S., Ln., DM 48,-.

Zweifellos war Erasmus von Rotterdam (1469–1536), Sohn eines Priesters – er selbst wurde 1492 zum Priester geweiht –, einer der einflußreichsten und genialsten Humanisten. In der Biographie über ihn verarbeitet C. Augustijn die neuesten Forschungsergebnisse: Erasmus läßt sich als *eigenständige* Persönlichkeit in der stürmischen Zeit der Reformation ausmachen. Daß seine Werke 1559 auf dem Index landeten, ist für einen heutigen Katholiken nicht mehr verständlich. Ob nicht auch Ignatius v. L. zu hart über ihn urteilte? Während seiner Studienzeit in Paris war gegen Erasmus dort polemisiert worden. In unsachlicher Weise hatte man ihn des Lutheranismus bezichtigt. Dabei ging es im „Bibelhumanismus“ (J. Lindeboom) um „die konsequente Anwendung der philologischen Methode auf die Bibelwissenschaft, die Auswirkung dieses Verfahrens auf eine neue Wissenschaftsmethode und das Programm einer Reform von Religion und Gesellschaft“ (170). Wir sollten vor allem heutzutage davon ausgehen, daß Erasmus subjektiv ein durchaus konservativer Mensch war und sich des objektiv revolu-

tionären Charakters seines Lebenswerkes wenig bewußt war (vgl. 169).

Für sein persönliches Leben bildete die mittelalterliche Theologie und Frömmigkeit den Hintergrund. Bei aller Distanz zur Kirche, besonders gegenüber ihrem äußeren Erscheinungsbild – momentan wird dafür die einseitige Rede von der Amtskirche gebraucht –, galt sie ihm doch als die Kirche, von der er nie abgewichen sein wollte (vgl. 161). Fast überspitzt formuliert Erasmus: „Derjenige, der sich von der Gemeinschaft der Kirche absondert und zu einer Ketzerei oder einem Schisma übergeht, ist schlechter als der, der ohne Schändung der Dogmen unrein lebt.“ (159) Viele der Reformatoren hielten ihn vor allem in den ersten Jahren der Reformation für einen der Ihren.

Auch nach seinem großen Streit mit Martin Luther blieben ihm viele Schweizer Reformatoren gewogen. Erasmus selbst: „Wenn ich im voraus gewußt hätte, daß dieses Geschlecht heraufkommen würde, hätte ich vieles von dem, was ich geschrieben habe, nicht oder anders geschrieben.“ (153) An seiner im Grunde kirchlichen Gesinnung läßt sich schwer zweifeln, auch dann nicht, wenn man berücksichtigt, daß er den unter der Hand angebotenen Kardinalshut (1535) ablehnte.

C. Augustijn bringt Erasmus von Rotterdam einem Menschen in heutiger Zeit so nahe, daß er nicht nur Leben, Werk und Wirkungsgeschichte sachlich zur Kenntnis nimmt, sondern eine Sympathie für Erasmus empfindet, die das Interesse verstärkt, sich mit dessen Grundanliegen damals auseinanderzusetzen, zumal bei diesem Studium aufgeht, daß vieles davon auch heute von aktueller Brisanz ist. Das Buch ist trotz des hohen Niveaus der Darstellung spannend zu lesen. Eine solche nüchterne und einfühlsame Biographie kann wohl nur jemand schreiben, dem der christliche Humanismus ein hoher Wert ist. P. Imhof SJ

Türks, Paul: Philipp Neri oder Das Feuer der Freude. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1986. 240 S., geb., DM 28,-.

Die vorliegende Biographie über Philipp Neri (1515–1595) präsentiert nicht neueste

Forschungsergebnisse, sondern erzählt sein Leben auf der Grundlage älterer, meist vergriffener Beschreibungen neu. Entscheidend ist dabei, wie erzählt wird: sehr anschaulich und mitreißend – so daß wir mit Goethe, auch ein Biograph Ph. Neri, sagen können: Wer diese Biographie studiert, wird des Heiligen „andächtig und munter“ gedenken. Was hat man also von diesem Buch? Wie Ph. Neri seine großen Vorbilder, den Pfarrer, Humoristen und „Narr in Christo“, Piovano Arlotto, aus dessen gesammelten Anekdoten und den Kaufmann Giovanni Colombini, dessen Apostolat („den Namen Jesu dauernd verkünden, in einer Welt, wo dauernd über alles geredet wird, nicht aber über das Wichtigste“; 23) ihn tief prägte, aus einer Biographie kennenlernte, kann man auf nämliche Weise hier ein christliches Vorbild finden. „Vorbild“ ist hier gemeint im Sinne von Hingerissen-werden durch die Faszination dieses Mannes. Schon wenn man über seine Späße lacht, tritt man aus sich selbst heraus und vollzieht die gleiche Bewegung wie Neri selbst und hat ansatzweise bereits Demut und Liebe geübt; man ist so schon sein Schüler geworden. So etwas ermöglicht dieses Buch; und dadurch bezeugt es zugleich das frische Weiterleben des Oratoriums, das Philipp Neri gründete.

Ph. Neri hat in Rom alle Formen des Mißbrauchs klerikaler Macht erlebt; er selbst wurde vom Kardinalvikar für sein geistgewirktes Werk als Sektierer angeschrien, und sein Oratorium stand lange in der Gefahr, von der Inquisition völlig zerschlagen zu werden. Doch niemals kam ein böses Wort über seine Lippen. Die Dimensionen der geistlichen Bewältigung unge rechter Behandlung durch die Kirche bei Philipp Neri relativieren heutiges Jammern über die „Amtskirche“. Nährt es sich nicht oft auch von narzißtischer Wehleidigkeit? Ph. Neri hat den Sieg der Kirchenreform noch erlebt; zuletzt saßen die Kardinäle bei ihm im Beichtstuhl, und er hat sie z. B. dadurch „gedemütigt“, daß er einem, der sein Tafelsilber wohl auch nur aus Anpassung an die neue Schlichtheit der Reformkurie verkaufen wollte, dies mit dem Zupspruch verbot: „Daß man gut ist, auch in einer Umgebung von Reichtum und Kultur, das allein ist wichtig.“ (55)

Eigentlich sollte jede Einführung in die Beichtpastoral mit diesem Buch beginnen oder zumindest mit folgender Geschichte: „Da kam einmal jemand zur Beichte, mit dessen Reue es nicht weit her war. Philipp sagte kein Wort des Vorwurfs, sagte nur entschuldigend, er möge doch ein Weilchen warten, da er, Philipp, noch etwas erledigen müsse. In der Zwischenzeit möge er sich das Kruzifix ansehen, das er ihm gab. Es wird berichtet, daß der Pönitent zuerst nur flüchtig hinsah, daß er aber ganz verändert war, als Philipp zurückkehrte.“ (57)

Leider fehlt ein Kapitel über die Begegnung und das Verhältnis zwischen den Zeitgenossen Philipp Neri und Ignatius von Loyola. Die wenigen Hinweise geben keinen wirklichen Aufschluß. Allerdings findet derjenige, der Ignatius schon ein wenig kennt, viele erstaunliche Parallelen im Leben dieser beiden Mystiker und Ordensgründer, die sich trotz gegensätzlicher Charakterstrukturen doch zutiefst verstanden haben.

Der sehr lesenswerte Band schließt mit einer kurzen Geschichte des Oratoriums bis in die Gegenwart.

M. Karger

Lorenz, Erika: Ein Pfad im Wegelosen. Teresa von Avila – Erfahrungsberichte und innere Biographie. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1986. 158 S., kart., DM 8,90.

Terasas innere Biographie basiert auf Erfahrungsbereichen, die sie von 1560 bis 1581 für ihre Beichtväter schrieb – notwendige Rechtfertigung in einer Zeit, die Frauenmystik prinzipiell zunächst einmal als Häresie verdächtigte; hinzu kam erschwerend die jüdische Abstammung väterlicherseits.

Erika Lorenz verbindet souverän Terasas ungewöhnliche mystische Erfahrung mit deren äußerem Lebensverlauf vor dem brisanten Hintergrund des spanischen Reiches, das sich aufgrund seiner Geschichte als Wahrer des christlichen Glaubens verstand und dabei den Weg zur Weltmacht verfehlte. Es ist sehr eindrucksvoll, wie Teresa im Konflikt zwischen Charisma und Gehorsam zur Heiligen heranreift, wie ihr äußere Hindernisse zum Ansporn werden und innere Erfahrungen, die man allzu

leicht als „peripher“ ignoriert, ihre Entwicklung vorantreiben. Terasas Genie leuchtet dabei in gerade die heutige Zeit berührender Weise auf: dieses unerhörte Gespür für Erfahrung, die nach ihrer eigenen Meinung die Gelehrsamkeit ersetzt, diese Berücksichtigung des Individuellen auf dem Wege der Christusverwirklichung.

Das Buch gehört in die Hände aller, die spirituell interessiert sind. Darüber hinaus ist es auch von besonderem Interesse für Jesuiten und Dominikaner, deren Einfluß auf die Heilige hier erstmals in einer deutschsprachigen Biographie dargestellt ist.

P. Dyckhoff

Leitenberger, Ilse: Die Herrlichkeit des Karmel. Ein Orden für die Kirche von heute. Graz/Wien/Köln, Styria 1985. 160 S., kart., DM 29,80.

Ilse Leitenberger gibt ihrem Buch den Titel „Die Herrlichkeit des Karmel“ – nicht, weil in diesem Orden schon alles herrlich wäre, sondern weil sie in ihm eine Chance sieht für die Kirche von heute, für eine Kirche im Umbruch und Aufbruch zur Weltkirche, die nicht möglich sein wird als ein diktatorischer Superstaat, sondern als gewandelte und sich wandelnde Kirche des Dienstes und des Gebets; also für eine Kirche der „Verborgtheit“ des jeweils persönlichen Einsatzes, für den der teresianische Karmelitenorden das Modell liefert, seit der eremitisch-kontemplative Prophet Elija einbezogen wurde in ein Leben und Beten christozentrischer Stellvertretung. Hinzu kommt die „marianische“, die weibliche Seite dieses Ordens, von der heiligen Teresa auf eine neue Ebene gehoben, als sie sich als Frau in aller Ungunst der Zeit erkühnte, sogar den Männerorden zu reformieren: ein unerhörtes Faktum der Mitarbeit einer Frau an der Gestaltung der Kirche.

Wird in der ersten Hälfte des Buches das grundsätzliche Wesen des Ordens vermittelt – in einer zugleich lockeren wie eindringlichen Sprache, die eine gewaltige Fülle historischen Überblicks scheinbar mühelos an den Leser heranträgt –, so ist die zweite Hälfte den Lebensbildern moderner großer Karmeliten gewidmet, wie dem Hamburger Juden Hermann Cohen

(1820–71), der „kleinen Araberin“ Mirjam Bauardy, der von der Dreifaltigkeit ergriffenen Elisabeth Catez (von Dijon, 1880–1906), dem kürzlich seliggesprochenen Polen Josef Kalinowski (1835–1907; Ilse Leitenberger widmete ihm 1983 ein Buch) und der brillant begabten Edith Stein, die im Gebet ihre Erfüllung fand, bis sie in Auschwitz 50jährig ihr Leben lassen mußte, für sie als Autorin der „Kreuzeswissenschaft“ selbst Kreuzerfahrung.

Mit leidenschaftlicher Liebe vertritt I. Leitenberger die für das heutige Leben noch nicht genügend erkannte Möglichkeit eines Drittordens, eines freiwilligen Lebens der „Weltleute“ im Geiste des Karmels. Die geistigen Schätze des Ordens sollten nicht hinter Klostermauern verborgen bleiben. Ein mutiges Buch!

E. Lorenz

Friedrich von Spee. Priester – Poet – Seelsorger. Hrsg. von Michael Sievernich, Frankfurt, J. Knecht 1986, 144 S., geb., DM 38,-.

Mit 44 Jahren starb 1635 in Trier bei der Pflege von Pestkranken, bei denen er sich angesteckt hatte, mitten im 30jährigen Krieg, der Jesuit Friedrich Spee von Langenfeld. Sein eigentliches Berufsziel, Missionar in Indien, war ihm verwehrt worden; er litt die meisten Jahre unter einem engstirnigen Oberen, der ihn sogar, als er in Paderborn lehrte, mitten im Semester auf demütigende Weise absetzte. Spee war in der Frage der Hexenprozesse durch seine argumentativ kaum zu widerlegende Kritik unliebsam geworden. Er stand darum auch mehrfach kurz vor der Entlassung aus dem Orden. Nicht nur, daß er in Gefahr stand, selbst Opfer der Hexenhysterie zu werden, fast wäre er bei einem Attentat 1628 in Peine im Verlauf der Gegenreformation an seinen schweren Kopfverletzungen gestorben. Spee entlarvte in seinem anonym veröffentlichten Traktat „Cautio Criminalis“, d. h. „Vorsichtsmaßregeln bei Strafprozessen“, von 1631 das System der Hexenverfolgung als allein auf der Folter beruhend. Durch seinen Kampf gegen den Hexenwahn, ein Phänomen der Neuzeit, das gerade um 1630 in den katholischen Fürstentümern um sich griff, und seine geistliche Lyrik ist Spee noch heute bekannt.

Den Autoren des vorliegenden Bandes gelingt es, das bedrängte Leben dieses Ordenspriesters und Dichters zu erhellen. Ein anschauliches Lebensbild zeichnet E. Brennkemeyer, besonders hinsichtlich der Leiden durch den eigenen Orden. Die Umstände des Attentats im Zusammenhang mit Spees Mission in Peine untersucht R. Mörchen. K. Schatz beschreibt die Entstehung der „Cautio Criminalis“ auf dem Hintergrund der Hexenprozesse dieser Zeit. Das Verhältnis von Gottes- und Nächstenliebe in Spees Mystik bestimmt K. Mertes in der geistlichen Erfahrung Spees: „Im Blick auf den Gekreuzigten enthüllt sich ihm das wahre Gottesbild. Der Mensch, der nach Gott rief, erfährt sich selbst als der Gerufene, der Suchende ist der Gesuchte. Den Ruf zur Umkehr ruft der, der sich selbst zu den Menschen umgekehrt hat.“ (126) W. Küppers erschließt die aus Spees Nachlaß veröffentlichte Lyriksammlung „Trutz-Nachtigal“ von 1649. Eine wichtige Hilfe, um heute hinter der barocken Allegorese die geistliche Dimension der Dichtung Spees zu erfassen. I. Fetscher interpretiert sehr einfühlsam ein Weihnachtsgedicht Spees in diesem Sinne. Bischof P.-W. Scheele deutet Spees frühe Lyrik als „Hoffnungsimpuls“ (65) trotz (= „Trutz-Nachtigal“) eines harten Leidensweges in Kirche und Gesellschaft: „... die erlittene Not führt Spee mitten hinein ins Geheimnis der Hoffnung. Sein Leid macht ihn sensibel für das Leid, das Jesus Christus auf sich genommen hat, und läßt ihn so die Liebe errahnen, die ihn beseelt.“ (70 f) Als einen Meister ganzheitlicher Gebetspraxis entdeckt J. Sudbrack (vgl. *GuL* 58 [1985] 88–97) Spee am Beispiel seines Meditationsbändchens „Güldenes Tagebuch“ (1649): „Was wir mühsam mittels Psychologie und Psychosomatik für die Spiritualität zurückgewinnen müssen und was manch einer in östlichen Meditationsübungen oder charismatischen Gebetsgottesdiensten als Neuheit erlebt, ist für den Jesuiten des 16./17. Jahrhunderts selbstverständlich: Inneres Gebet muß körperlich verankert werden, damit es den Menschen ganz ergreife.“ (108) Einen Beitrag zur Wirkungsgeschichte Spees in der bildenden Kunst stellt H. Watzka vor, einen Holzschnitt aus dem Zyklus „Engel der Ge-

schichte“ von HAP Grieshaber, der am Beispiel der Hexenjustiz und der Person Spees das Ineinander von Heils- und Unheilsge-schichte aufweist.

Der von M. Sievernich eingeleitete und gut zusammengestellte Band schließt mit einem älteren Beitrag von K. Rahner über Spees heutige Bedeutung (vgl. *GuL* 56 [1983] 284–291). Sehr persönlich faßt Rahner zusammen: „... es ist schön, mit einem solchen Mann wie Spee über Jahrhunderte hinweg im selben Orden zu leben und zu beobachten, wie groß angelegt die Grundkonzeption eines Ignatius von Loyola war, der aus einer mystischen Gotteserfahrung heraus den Menschen um Gottes Willen zu dienen versuchte, Kirche voraussetzend und Kirche bildend, und so ein Charisma weitergeben konnte, das auch nach Jahrhunderten nicht untergegangen ist.“ (129) Der sehr lesenswerte Band schließt mit einem Verzeichnis der neuesten Arbeiten über Spee.

M. Karger

Marie de l'Incarnation: Der Lebensbericht von 1654. In Auswahl übers. von Josef Schmidt und Marion Moamai (Christliche Meister, 28). Einsiedeln, Johannes Verlag 1986. 146 S., brosch., DM 25,-.

Marie Guyart (1599–1672), die als Ursuline den Namen Marie de l'Incarnation annahm, gilt als die bedeutendste Mystikerin des romanischen Barock. J. Schmidt macht hier erneut dem deutschen Leser ihren Lebensbericht zugänglich. Schon als junges Mädchen hatte Marie das Verlangen, in ein Kloster einzutreten, was ihr aber die Eltern untersagten. Sie heiratet, wird aber bald Witwe und steht völlig mittellos da mit einem kleinen Sohn. Sie tritt als unbezahlte Arbeitskraft in das Transportunternehmen ihres Schwagers ein und ist aufgrund ihrer praktischen Veranlagung bald unentbehrlich.

Drei große Dreifaltigkeitsvisionen begründen ihre trinitarische Mystik. Die theologisch nicht gebildete Marie sagt dieses Mysterium in ihren Schriften erstaunlich klar und tief aus. Nachdem sie bereits ein Leben nach den evangelischen Räten gelebt und versprochen hat, tritt sie 1631 in das Ursulinenkloster in ihrer Heimatstadt

Tours ein. Die Trennung von ihrem Sohn Claude – er wurde später Benediktinerpater und gab, selbst ein bekannter geistlicher Schriftsteller geworden, die Schriften seiner Mutter heraus – war ihr schwerster Verzicht. Ihr Lebensbericht schildert in der Auswahl des Germanisten J. Schmidt, Montreal, vorwiegend ihr inneres Leben. Die instruktive Einleitung beschreibt ihr bewegtes Leben.

Marie wurde mit zwei Schwestern 1693 in die Mission nach Kanada entsandt. In Quebec, „La Nouvelle France“, begann für sie ein äußerst hartes Pionierleben. Sie widmete sich der Erziehung von Indianermädchen und der Krankenpflege. Realitätssinn und innige Frömmigkeit verbinden sich in dieser außergewöhnlichen Ordensfrau, die zugleich missionarische Pionierin und mystische Schriftstellerin war: „Als der Ruf kam, nach Kanada zu ziehen und dort Missionsarbeit zu leisten, waren für mich die Bibelstellen, die vom Reich Christi und seiner Verbreitung sowie von der Bedeutung des Seelenheils derer handeln, für die er sein Blut vergossen hat, wie Pfeile, die mein Herz durchbohrten, auf daß der Ewige Vater doch seinem geliebten Sohn Recht verschaffe gegen die bösen Geister, die ihm das raubten, wofür er so gelitten hatte.“ (138) Schwerste Rückschläge mußte sie hinnehmen, ihr Kloster brannte ab, die Indianer mißdeuteten den Ausbruch einer Pockenepidemie als unmittelbare Wirkung der Taufe, zudem hatte der Schnapshandel mit den Indianern schlimmste Folgen. Zuletzt wurde ihr missionarisches Werk als Erziehungsanstalt für die Kinder der Garnison abgedrängt.

Das geistgewirkte Lebenszeugnis der Marie de l'Incarnation zeigt die einzig mögliche Begründung all jener heutigen Versuche, das Räteleben als Einheit von Aktion und Kontemplation zu erneuern: sich senden lassen in der Teilhabe an der trinitarischen Sendung des Sohnes.

M. Karger

Scherz, Gustav: Niels Steensen (Nicolaus Steno) (1638–1686). Hrsg. vom Kgl. Dänischen Ministerium des Äußern. Kopenhagen, B. Luno 1984. 100 S., kart.

Niels Steensen (1638–1686), Goldschmiedsohn aus Kopenhagen, erlangte als bahnbrechender Naturforscher Weltruhm; er war nacheinander Anatom, Paläontologe, Geologe, dessen Entdeckungen großenteils bis heute gültig sind. Er war stets offen für das Neue der Naturwissenschaft – noch wurden ja das kopernikanische Weltsystem und die experimentellen Methoden diskutiert. Zugleich war Steensen jedoch ein tiefreligiöser Mann, dessen geistige Entwicklung nach langen inneren Kämpfen in der Konversion zur katholischen Kirche gipfelte, zu der es 1667 während eines Italienaufenthaltes kam. Sein Interesse am katholischen Glauben wurde so stark, daß er sich von der Naturwissenschaft abwandte, seinen Lehrstuhl in Kopenhagen aufgab und sich in Italien zum Priester weihen ließ. Seit 1677 war er in verschiedenen Städten im Norden Deutschlands als Bischof tätig. Mit großem Geschick und tiefer Gläubigkeit diente er der Kirche. Er war ein radikaler Asket und bemühte sich vielfach um soziale Probleme. Als Opfer innerkirchlicher Intrigen verbrachte er seine letzten Lebensjahre als einfacher Seelsorger in Hamburg und Schwerin. Jahrhundertlang fast vergessen, wurde er vor einigen Jahrzehnten als Wissenschaftler wiederentdeckt. Ein Seligsprechungsprozeß ist im Gange.

Das schmale, reich bebilderte Bändchen bringt sehr detailliert und informativ eine gelungene Biographie Steensens, die sehr stark seine geistlichen Anliegen berücksichtigt. Das Buch – die deutsche Übersetzung ist zum Teil etwas holprig – wurde vom dänischen Außenministerium anlässlich des 300. Todestages Steensens publiziert; eine durchaus bemerkenswerte Geste gegenüber dem Katholizismus. Es kann kostenlos bezogen werden über die Kgl. Dän. Botschaft, Postfach 180220, 5300 Bonn I.

S. Kiechle SJ

Gaida, Pranas: Erzbischof Teofilus Matulionis. Hirte, Gefangener, Märtyrer. München/Zürich, Schnell & Steiner 1986. 168 S. (mit 26 Schwarzweiß-Abbildungen und 2 Karten), kart., DM 19,80.

Zeiten der Verfolgung sind reich an Bekennern und Märtyrern, deren Bedeutung weit über die jeweils betroffene Ortskirche hinausreicht. Ein beeindruckendes Beispiel der Bewährung im Glauben gab der litauische Erzbischof Teofilus Matulionis (1873–1962). 1900 zum Priester und 1928 im geheimen zum Bischof geweiht, mußte er im Laufe seines Lebens drei lange, seine Gesundheit ruinierende Gefängnisstrafen verbüßen, die er zwar nicht einfach kritiklos hinnahm, aber doch im Gehorsam gegenüber Gottes Willen und Ratschluß in eigenartiger Gelassenheit ertrug.

Das vorliegende Buch gibt einen recht ausführlichen Einblick in das wechselvolle und stets bedrohte Leben des Erzbischofs. Er war schon als junger Priester sowohl für die von ihm geforderte und selbst gelebte Zucht und Ordnung – in einem für uns westliche Menschen wohl kaum vorstellbaren Maß – bekannt (vgl. 19) als auch für seinen Eifer, seine Weisheit, Güte und Geduld (vgl. 21) und galt schon zu Lebzeiten als heiligmäßig (vgl. 60).

Das Buch ist in einer sehr einfachen, leicht verständlichen Sprache geschrieben, der man allerdings an manchen Stellen die Übersetzung (aus dem Litauischen) anmerkt. Obgleich die vielen Namen zuweilen verwirren, entsteht doch ein deutliches Bild von der Situation der verfolgten Christen – nicht zuletzt durch die Schilderung so mancher Schikanen der sowjetischen Regierung im Kampf gegen die Kirche (vgl. z. B. die Aussage eines Staatsanwalts vor Gericht: „Strafe ihn nicht nur für das, was er schon getan hat, sondern auch für das, was er noch tun könnte“; 34).

P. Riesterer SJ

Lewis, Clive Staples: Die Weisheit meines Meisters. Anthologie aus George MacDonald. Übers. von M. Gisi und H. U. von Balthasar (Kriterien 78). Einsiedeln, Johannes Verlag 1986. 160 S., brosch., DM 19,–.

Lewis, von Hause aus Literaturwissenschaftler, greift zurück auf die klassische literarische Gattung der Sentenzensammlung, nicht um „MacDonalds literarischen Ruhm neu zu wecken, sondern seine religiöse Unterweisung zu verbreiten“ (14).

Wer war George MacDonald, und was macht ihn in den Augen von Lewis zu einem christlichen Lehrer? MacDonald (1824–1905) war calvinischer Pfarrer in Schottland. Er war verheiratet und hatte mehrere Kinder. Er geriet einmal unter „Häresieverdacht“, als ihm etwas „Theologisches“ Betreffendes vorgeworfen wurde: die christliche Hoffnung! „Er hoffte wirklich, daß alle Menschen einmal gerettet werden, aber das nur, weil er hoffte, daß sich alle bekehren. Er weiß (und keiner weiß es besser), daß selbst Allmacht keine Unbekehrten erlösen kann.“ (17) Nachdem ihm aus diesem Grund von der prädestinationsgläubigen Kirchenverwaltung sein Gehalt gekürzt wurde, mußte MacDonald schließlich resignieren und sich und seine Familie als freier Schriftsteller und Vortragsredner durchbringen.

Für Lewis – er lernte zufällig seine fantastischen Romane und religiösen Traktate kennen – war MacDonald eine wichtige Hilfe auf dem Weg zur Annahme des christlichen Glaubens. Seine Auswahl enthält Sentenzen, die, aus Entschiedenheit geschrieben, zur Entscheidung rufen. MacDonald ist eine Sentenzensammlung wert; aber so etwas läßt sich schlecht rezensieren – es sei denn, man schreibt Glossen dazu, d. h. einen Sentenzenkommentar. In gewissem Sinne ist das Werk von Lewis ein einziger gewaltiger Kommentar zu MacDonald. Wer Lewis kennenlernen will – und er wird gerade wieder entdeckt –, wird auch MacDonald kennenlernen wollen, der ihn hinführte zur Weisheit des einen und einzigen Meisters.

M. Karger

Offen für die Zeichen der Zeit. Pedro Arrupe im Zeugnis seiner Mitarbeiter. Hrsg. von Stefan Bamberger. Kevelaer, Butzon & Bercker 1986. 166 S., kart., DM 22,-.

Pedro Arrupe, Generaloberer des Jesuitenordens in der Nachkriegszeit, lebt heute hochbetagt und schwer krank auf der Pflegungstation der Generalskurie der Jesuiten in Rom. Einige seiner ehemaligen Mitarbeiter, in verschiedensten Ländern und Aufgaben tätig, legen hier ein Buch vor, in dem sie, z. T. sehr persönlich, Zeugnis ablegen für ihren ehemaligen Oberen, der sicherlich

eine der herausragenden Gestalten der katholischen Kirche in diesem Jahrhundert war und ist. Arrupe war vielfach umstritten; von manchen wurde er leidenschaftlich abgelehnt, aber von denen, die ihn näher kannten und verstanden, zumeist hochgeschätzt, bewundert und geliebt. Arrupe war in einer sehr schwierigen Phase der Kirche – der Buchtitel sagt es – offen für die Zeichen der Zeit; er gehörte in diesem Sinne zum „progressiven Flügel“ der Kirche – eine Aussage, die jedoch sofort relativiert werden muß, denn Arrupe sprengte Kategorien dieser Art aufgrund seines überfließenden Charismas und seiner geradezu heiligmäßigen Ausstrahlung. Eine solche Einschätzung kommt in diesem Buch in sehr überzeugender Weise zur Entfaltung, gerade weil die Autoren nicht beredsam zu *argumentieren* versuchen, sondern aus der erzählten *Begegnung* heraus Zeugnis ablegen wollen.

V. Seibel, einziger Deutscher unter den Autoren, beschreibt das Charisma Arrupes als Ordensgeneral, seine geistliche Tiefe und menschliche Überzeugungskraft. Über Arrupes Einstellung zur Mission berichtet R. Rush, vor allem aus der Sicht Japans, wo er mit Arrupe zusammengearbeitet hat. Der Beitrag von M. Alcalá – er liest sich spannend wie ein Krimi – handelt von der im deutschen Sprachraum wenig bekannten Krise des Ordens in Spanien Ende der 60er Jahre und von der souveränen Weise Arrupes, trotz größter Bedrängnis zu vermitteln und ein Zerbrechen der Parteien zu verhindern. V. O’Keefe zitiert in seinem Beitrag vor allem weniger bekannte Texte und Reden Arrupes, die sehr interessante Einblicke in seine Denk- und Handlungsweise geben. Schließlich beleuchten I. Ella-curia und J.-Y. Calvez sein Wirken aus der Sicht Lateinamerikas und der dortigen spezifischen Probleme bzw. aus der Fragestellung, wie Arrupe Kirche verstand. Seine Ansätze und Ideen zu diesen Themen – vielfach noch kaum rezipiert – erweisen sich dabei als höchst aktuell und in vielem wegweisend.

Einwände bleiben: Manche Beiträge etwa entfalten ihre Aussagen über Arrupe zu wenig an biographischem Material, sondern verharren in sehr breiten und im Ungefähren bleibenden Charakterbeschrei-

bungen, die sich, für den Leser ermüdend, manchmal von einem Beitrag zum nächsten wiederholen. Eine etwas stärker straffende Hand des Herausgebers hätte manches verbessern können.

Dennoch: Das Buch macht neugierig auf eine – noch zu schreibende! – Biographie dieses großen Glaubenszeugen. Gerade weil heute der „kirchenpolitische Wind“ teilweise wieder in eine ganz andere Richtung bläst, ist ein Erinnern an einen solchen Mann wie Pedro Arrupe für unsere Zeit *wichtig*; auch aus diesem Grund ist das Buch nötig und, besonders als geistliche Lektüre, *empfehlenswert*. S. Kiechle SJ

Steiner, Rudolf: „Erkenne dich im Strome der Welt“. Wege zur Bewußtseinsveränderung. Vorgestellt von Gerhard Wehr („Texte zum Nachdenken“). Freiburg/Basel/Wien, Herder 1986. 126 S., kart., DM 7,90.

„Rudolf Steiner ist ein christlicher Esoteriker. Er gehört insofern in die große Schar der geistig-geistlichen Meister und Seelenführer der Christenheit, als sein Erkenntnisweg wie sein praktisches Tun an Christus orientiert ist.“ (12) Dies behauptet der Verfasser der vorliegenden Mini-Werkauswahl über den Begründer der Anthroposophie. Diese These wird nicht begründet, sondern es wird auf Steiners eigene „Geistesforschung“ verwiesen, seine Einblicke in die „übersinnlichen Erkenntnisquellen“. Steiner hat nicht nur, wie behauptet, auf das „Vokabular der kirchlichen Verkündigung“ (15) verzichtet, sondern er hat völlig neue Inhalte gebracht; die Gründung einer eigenen religiösen Gemeinschaft (die sog. „Christengemeinschaft“ 1922) ist eine Folge davon. Die Veröffentlichung deren liturgischer Texte – sie unterliegen noch immer strengster anthroposophischer Arkandisziplin – wäre z. B. ein echter Beitrag zur sachlichen Diskussion von Steiners Verhältnis zum Christentum gewesen. Der Hrsg. bringt dagegen einen verharmlosten Steiner, wohl nach dem Auswahlprinzip: der doppeldeutige Text hat vor dem eindeutigen immer Vorrang. Steiner ist aber noch lange kein Christ, nur weil er auch einmal etwas zumindest nicht Falsches sagt. Im folgenden einige Zitate, durch die die

Stilisierung zum „christlichen Seelenführer“ angezweifelt werden soll.

„Der Christus gibt einen Impuls mächtiger Art, an den der Mensch erst kommt, wenn er an die Bearbeitung seines Ätherleibes in bewußter Weise herantritt.“ (27) Der „Christusimpuls“ ist ein Mechanismus, hinter dem eine ambivalent-unpersönliche Macht steht, jedenfalls nicht der personale Gott, der das Sein als Liebe in seiner Hingabe am Kreuz offenbart.

Mehr pantheistisch erscheint das Göttliche in Steiners hölzerner Gedankenlyrik: „Ich werde mich selbst finden / in der Gottheit der Welt“ (43), oder mehr buddhistisch: „In dem, was unser alltägliches Ich ist, liegt gar nicht unser hohes Selbst. In der Welt draußen ist es, den Sternen, bei der Sonne und dem Mond, im Stein, im Tier, überall ist dasselbe Wesen, das in uns ist.“ (54) Als Methode wird dem „Geheimchüler“, der dem „Geistesforscher“ (Steiner) folgen möchte, die „Rosenkreuzmeditation“ anempfohlen. Dabei wird das Kreuz seiner eigentlichen Bedeutung entleert und betrachtet als Bild für einen Naturprozeß, dem man sich nur noch zu überlassen braucht.

Diesem Evolutionismus entspricht auch die Ethik: „Der Esoteriker tut das Gute ..., weil er ... erkennt, daß das Gute allein die Evolution vorwärts bringt, das Böse dagegen ... dieser Evolution Hindernisse in den Weg legt.“ (40) Das Bändchen ist kein Beitrag über Steiner und das Christentum, eher über den Umgang von Anthroposophen mit der Wahrheit am Beispiel des Versuches, ihn zu einem christlichen Mystiker zu erklären. Die Aufnahme unter die Reihe „Texte zum Nachdenken“ stimmt unter dieser Hinsicht außerordentlich bedenklich, weil Nachdenken nicht Irreführen meinen kann.

M. Karger

Buddha für Christen. Eine Herausforderung. Einleitung von Erhard Meier; Textauswahl von Adel Theodor Khoury. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1986. 191 S., kart., DM 9,90.

Wer war Buddha? Was bedeuten seine Begnungen mit dem Kranken, dem Greis, dem Leichenzug und dem Bettler im Bü-

Bergewand? Worum ging es ihm? Durch eine Textauswahl aus den Lehrreden des Buddha (59–189), besorgt von A. Th. Khoury, und eine Hinführung zu Buddha und seiner Lehre (9–58), die E. Meier vorlegt, wird eine Antwort auf diese Fragen versucht. Dabei ist unübersehbar, daß E. Meier für den Buddhismus große Sympathien aufbringt.

Für Buddha war „das Höchste die unumschränkte, unbedingte Erlösung vom Leiden, die Leidfreiheit an sich“ (16). Ihm wurde die abgrundtiefe Unzulänglichkeit des Menschen, von der er gefangengehalten wird, bewußt. Diese Grundbefindlichkeit des Gefangenseins wird in der buddhistischen Terminologie „Leid“ (Sanskrit: *duhkha*; Pāli: *dukkha*) genannt (vgl. 18). Wie kann die Fesselung an die eigene Unzulänglichkeit behoben werden? Wodurch gelingt es, dem „Durst“ (Pāli: *tanhā*), der Begierde als Wurzel des Leidens zu entkommen? Durch das Erwachen. Es geht dabei „um das Ansichtig-Werden einer letztlich andersartigen Wahrheit ..., die nichts mit einer jener Wahrheiten zu tun hat, die der Mensch durch einen Zuwachs an Wissen und Erlernten erlangen und schauen kann“ (23). Das Erwachen ist „ein solches aus dem Irrtum, aus dem Zustand der Unwissenheit über die reale, heilbringende Realität, die das Nirvana darstellt“ (40). In den ältesten kanonischen Schriften des Buddhismus fällt auf, daß Worte wie Befreiung, Freiheit, Loslösen usw. die Grundthemen der Predigt sind. „Es muß angemerkt werden, daß diese überaus starke Betonung der Freiheit des Menschen, seiner Erlösung aus einem unheilsamen Zustand, für den Christen imponierend sein muß. Die Verkündigung der frohen Botschaft des Gottessohnes kann ja nichts anderes sein als die Verkündigung von einer unendlichen Befreiung des Menschen, die er in Gott genießt.“ (46) Im Gespräch über das Thema der Freiheit und der sich daraus ergebenden Ziel- und Wertvorstellungen scheint sich in der Tat ein Bereich zu eröffnen, in dem über die Diskussion verschiedener Meditationstechniken und Gottesbilder hinaus noch am ehesten eine Zusammenarbeit von Buddhisten und Christen möglich ist.

P. Imhof/SJ

Dumoulin, Heinrich: Geschichte des Zen-Buddhismus, Bd. I: Indien und China; Bd. II: Japan. Bern/München, Francke Verlag 1985/1986. XV/382 S. + X/522 S., Ln., DM 68,- + DM 78,-.

An der Qualifikation des Jesuitenhistorikers für dieses Werk besteht – auch unter seinen buddhistischen Freunden – kein Zweifel. Wer der Eigenart seines Standardwerkes (eine völlige Neufassung des 1959 erschienenen Buches) nachspüren will, muß also vor allem die Zuverlässigkeit, dann auch die breit ausholende Darstellung (z. B. „Anfänge und Wurzeln in Indien“, mit einem sehr differenzierten, sich von manchen anderen absetzenden Vergleich mit den „yogischen Elementen“) und besonders überaus interessante Fassung dieses ersten Bandes würdigen. Anekdoten, Zitate, Legenden, Vergleiche usw. durchziehen das Buch; wer kein wissenschaftliches Interesse hat, kann eigentlich jede Seite aufschlagen und findet Stoff zum Nachdenken oder auch – wie es sich für Zen-Literatur gehört – zum Schmunzeln. Dumoulin versteht es, schwierige Sachverhalte – Nirvana, Koan – verständlich vorzustellen; und dies stets in Auseinandersetzung mit anderen Deutungen und auch im Vergleich mit modernen religiösen oder psychologischen Anliegen (z. B. Upanishaden und Mystik; die vorsichtigen Differenzierungen der vielen buddhistischen Entwicklungen; der Blick zur psychologischen Deutung usw.).

Als Rezensent kann man sich nur freuen über die nüchterne und zugleich sympathische Darstellung und dazu sich wundern, wie tief jemand, dem die Praxis des Zen-Buddhismus fern ist, doch in sein Wesen eindringen kann – P. Dumoulin äußerte bei einer Podiumsdiskussion, daß sein Meditieren das schlichte Breviergebet des katholischen Priesters sei. Aber er hat uns ein Werk geliefert, an dem keiner, der wirklich Zen und nicht das, was man modisch dafür hält, kennenlernen will, vorbeigehen sollte. Dumoulin betont, daß die geschichtliche Situierung und die kulturelle Basis mit zum Verständnis gehören.

Weitaus interessanter noch ist der II. Bd., der mit „Japan“ überschrieben ist.

Breit wird die Geschichte der Rinzaï-Schule (Koan mit Hervorhebung der Erleuchtung) und besonders Meister Dogen Kigen (1200–1253) mit der Soto-Schule (Wert der reinen Übung) geschildert. Im Vergleich mit dem (sicherlich sehr guten) *Lexikon der östlichen Weisheitslehren* (1986) zeigen sie die Qualitäten Dumoulins: faßliche Darstellung, die sich nicht in geschichtliche Einzelheiten verliert, Aufweis großer Zusammenhänge, die mit viel Liebe geschildert werden, und guter Wechsel zwischen Vorstellung von Einzelpersönlichkeiten und Nachzeichnung von Bewegungen, Gebräuchen und Gruppen. Auch das Kapitel „Zen in Kultur und Künsten“ bringt eine interessante Mischung von Geschichte und inhaltlicher Darstellung.

Nicht nur zeitlich bedingt ist es, daß Dumoulin bei der Schilderung des „Tee-Weges“ („Diese Kunst des Tee ist eine Art von Religion der Einsamkeit“) mit der Darstellung der Begegnung Japans mit dem Westen und dem Christentum beginnt. Damit verbindet Dumoulin eines seiner wichtigsten Anliegen: für ein rechtes Verständnis der Zen-Kultur zu werben (vgl. das schöne Kapitel über den Haiku-Dichter „Basho und das Naturgefühl des Zen“). Um so auffälliger aber ist es für Christen in Europa, daß vom heutigen Dialog zwischen Christentum und Zen-Buddhismus fast nichts zu finden ist (Namen wie Enomiya-Lassalle fehlen), dafür aber im Nachwort die Frage eines gebildeten Japaners: „Wie konnten sich seit der Kamakura-Zeit in unserem Lande so viele unheilvolle Dinge ereignen, wenn das Zen tatsächlich über die Wunderkräfte verfügt, die westliche Menschen ihm zuschreiben?“

Gute Register, Tabellen und Bibliographien schließen das wichtige Werk ab.

J. Sudbrack SJ

Fernöstliche Weisheit und christlicher Glaube. Festgabe für Heinrich Dumoulin SJ zur Vollendung seines 80. Lebensjahres. Hrsg. von Hans Waldenfels u. Thomas Immoos (Dialog der Religionen). Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag 1985. 324 S., Ln., DM 38,-.

Bei Sammlungen wie dieser Festschrift stürzt man sich auf den Aufsatz, der den eigenen Interessen nahesteht. Doch hier sollte man wenigstens jeden der Beiträge einmal „an“-blättern. Man entdeckt Perlen, allerdings nicht nur Perlen. Zwi Werblowsky zeigt mit Humor, wie oberflächlich der „sich seriös gebärende Unsinn“ ist, der Ost und West mit „Geistigkeit bzw. Intuitivität“ und „Materialismus bzw. Rationalismus“ unterscheiden möchte. Tief, sympathisch für den Zen-Buddhismus und ehrlich für das eigene Christentum analysiert van Bragt die „Begegnung von Ost und West“. Vieles hier Nachzulesende paßt so gar nicht in das Schema des bei uns grassierenden Synkretismus. Vorzüglich scheinen mir auch die Aufsätze aus zen-buddhistischer Hand oder über immanente Fragen des Zen-Buddhismus zu sein. Am aufschlußreichsten für die Begegnung sind aber wohl die Aufsätze, die künstlerische Themen aufgreifen oder berühren, z. B. vom Herausgeber Immoos: „Archetypen religiöser Erfahrung im Shintōfest“, und E. Gössmann über Hildegard von Bingen und Alanus von Lille.

Schwierigkeiten allerdings hatte ich bei Aufsätzen wie über Erfahrung, in denen ein Gespräch zwischen Aristoteles, Nishida und Ps. Dionysius geführt werden soll; wenn man weiß, wie tief in Liturgie und Hierarchie der Areopagite verwurzelt ist (H. U. v. Balthasar schrieb darüber), kann man nicht sein schmales Werk über die Mystische Theologie von den umfangreichen übrigen Büchern isolieren und darauf Theorien aufbauen; und unglaublich wird mir die „Begegnung“, wenn man mit kritiklos aneinandergereihten Zitaten christliche Mystik und Zen-Erfahrung kombinieren will. Niemand anders als Dumoulin selbst hat betont, daß all diese Erfahrungen ohne ihren geschichtlichen und kulturellen Unterbau – das heißt in unserer Sprache auch: ohne die Einbettung in die Sicht von Umwelt, wie sie von den Fachwissenschaftlern dargestellt wird – falsch gedeutet werden. Der Mensch, der christliche Mystiker wie der Zen-Mönch, ist weder geschichts- noch orts-los.

So haben wir also eine Sammlung vor uns, die in ihrer Verschiedenheit zum Nachdenken, zum Lesen und gelegentlich

auch zum Widerspruch reizt. Das aber ist vielleicht ganz im Sinne des Jubilars.

J. Sudbrack SJ

Mohammed für Christen. Eine Herausforderung. Einleitung von Muhammad Salim Abdullah; Textauswahl von Adel Theodor Khoury. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1984. 189 S., kart., DM 8,90.

Dieses informative Büchlein ist geeignet, sich über das Leben Mohammeds, den Koran und wichtige islamische Texte einen Überblick zu verschaffen, was zur Grundausbildung eines jeden engagierten Christen gehört. Mohammed (570–632), in der Familie seines Onkels Abu Talib aufgewachsen, heiratete die reiche Witwe Khadidscha. Wichtige Lebensstationen waren sein Berufungserlebnis 610, die Emigration (Hidschra) von Mekka nach Medina 622 und sein Einzug in Mekka 630. Der von ihm, dem Propheten und Gesandten Gottes, verkündete Monotheismus bedeutete das Ende des Polytheismus auf der Arabischen Halbinsel, insoweit sie nicht jüdisch oder christlich war. Nicht mehr eine Stammesgemeinschaft, sondern der Islam sollte jeden einzelnen und die neue Gemeinschaft (Umma) tragen.

In einer Welt, die immer mehr zusammenrückt, ist es wichtig, Grundaspekte, aber auch Details der großen Weltreligion Islam zu kennen. Wer kurze inhaltliche und geschichtliche Informationen darüber sucht, z. B. den Maulud (Geburtsfeier des Propheten), die Qibla (Gebetsrichtung nach Mekka), den Ramadan (Fastenmonat) etc., kann nach diesem Buch greifen. Beeindruckend sind die großen Tugendkataloge (vgl. 33–42), die sich am Vorbild Mohammeds orientieren. Sie machen deutlich, wie sich ein Muslim verhalten sollte. Allerdings, die Differenz zur Realität ist – wie im Christentum – unübersehbar. In dem schmalen Bändchen findet sich viel Wahres, Schönes und Nützliches in bezug auf die Gestaltung des Lebens. Manche Auffassungen lassen sich allerdings in einer christlich geprägten Kultur wohl so nicht akzeptieren, z. B. Sure 4, 34: „Die Männer stehen über den Frauen, weil Gott die einen vor den anderen ausgezeichnet hat

und weil sie von ihrem Vermögen (für die Frauen) ausgeben ... Diejenigen, von denen ihr Widerspenstigkeit zu befürchten habt, – ermahnt sie, laßt sie allein in den Schlafgemächern und schlägt sie.“

Im Verständnis der Einzigkeit Gottes und im trinitarischen Bekenntnis der Kirche liegen wohl die entscheidenden – zumindest sprachlichen – Differenzen zwischen einem Muslim und einem Christen. Dazu kommt die unterschiedliche Interpretation der Heils- und Offenbarungsgeschichte. So heißt es etwa bzgl. Jesus im Koran: „Ungläubig sind gewiß diejenigen, die sagen: Gott ist Christus, der Sohn Marias.“ (Sure 5, 17) „Ungläubig sind diejenigen, die sagen: Gott ist Christus, der Sohn Marias, wo doch Christus gesagt hat: Ihr Kinder Israels, dienet Gott, meinem Herrn und eurem Herrn.“ (Sure 5, 72) „Christus, der Sohn Marias ist nichts anderes als ein Gesandter.“ (Sure 5, 75) Der Glaubensartikel, von Jesus zu bekennen: „gezeugt, nicht geschaffen“, scheint mit einem Verständnis Jesu, wie es der Islam bietet, unvereinbar zu sein. Im Grunde steht dahinter ein völlig anderes Jesusbild. Die Aussage, die Juden hätten nicht Jesus, sondern einen anderen gekreuzigt, Gott hätte in seiner Weisheit Jesus vielmehr zu sich entrückt (vgl. Sure 4, 155f.), macht letztlich den Gedanken von christlicher Erlösung und Freiheit zu nichts.

Darüber hinaus wäre ernsthaft zu diskutieren, ob es sich wirklich um denselben Gott handelt, zu dem sich Muslime und Christen bekennen.

P. Imhof SJ

Weber, Hermann: An der Grenze der Sprache. Religiöse Dimension der Sprache und biblisch-christliche Metaphorik im Werk Ingeborg Bachmanns, (Germanistik in der Blauen Eule, Bd. 7). Essen, Verlag Die Blaue Eule, 1986, 318 S., kart., DM 37,–.

Die wichtigste geistige Begegnung sei für Ingeborg Bachmann, nach der Meinung des Verfassers, die mit Ludwig Wittgenstein gewesen.

Der logischen und sprachlichen Unmöglichkeit, über die Grenzen der Welt hinauszukommen, entspreche die Unmöglichkeit von Sätzen der Ethik. Da alles Geschehen

und So-Sein zufällig sei, würden wir mit der Frage nach dem „Sinn von Sein“ auf uns selbst verwiesen (23f). In der Ethik komme aber die Welt als „begrenztes Ganzes“ in den Blick, damit Grenze als veränderbar, also „Sinn als Aufgabe“ (24).

Es geht um die Utopie der reinen Sprache. Darin zeige sich Bachmanns Verwandtschaft mit Heidegger, von dem sie als 22jährige meinte, ihre Dissertation „wird er nicht überleben“. Nach Heidegger „hüet (der Dichter) das Geheimnis des in der Sprache sich schenkenden Seins und stiftet dadurch in Geduld und Gehorsam authentisches menschliches Leben. Der Preis dieser Ek-sistenz ist das Opfer des Lebens für die Sprache, die – in der Ausdrucksweise Bachmanns – eine ‚reine Größe‘ ist.“ (47) Es geht um die Utopie des „anderen Zustandes“, der aber (im Gegensatz zu Musil, von dem Bachmann ebenfalls stark beeinflusst sei) nicht scheitern müsse, sondern seine Aufgabe als „Richtbild“ (58) behalte. Es geht um die weiteren „reinen Größen“: die Wahrheit („daß die Welt sprechbar ist..., ist erst durch das Unsagbare, das Mystische... möglich“ [99]), die Freiheit („die als transzendente ‚sittliche Form‘ den Menschen in seine Verantwortung ruft“ [103]), die Liebe (sie „scheint eher auf eine ‚Ganzheit‘ der Existenz zu verweisen, die sie selbst noch nicht oder nur für einige erfüllte Augenblicke schenkt“ [107]). Es geht unter dem Einfluß von Simone Weil um Heiligkeit, besonderer Art freilich: „Wie bei Musil ist der Entwurf eines neuen Typus von ‚Heiligkeit‘ – Idealbegriff einer vor-moralischen ‚Richtung‘ des Lebens in Liebe – zusammengebunden mit einem ‚Glauben‘, der sich aber gegenüber einer expliziten und kirchlichen ‚Nennung‘ Gottes negativ verhält.“ (79)

Bei der Analyse der Texte stellt sich heraus, daß dem Leser in Bachmanns Werken auf Schritt und Tritt biblische Metaphern begegnen – nicht etwa, weil eigene Formulierungen fehlten, sondern weil es auch inhaltlich um Glaube und Moral geht. Das Gedicht „Ausfahrt“ spricht vom Verlust der Heimat und meint den Verlust des Glaubens. Um Schuldverflechtung, Erbsünde und Stolz geht es in der Erzählung „Alles“. Um ein Weihnachtserlebnis, freilich unerwarteter Art, handelt es sich in

dem Gedicht „Anrufung des Großen Bären“. Stellvertretung, Kreuz und Auferstehung sind Thema in den Erzählungen „Das dreißigste Jahr“ und „Unter Mördern und Irren“. In der Erzählung „Die Karawane und die Auferstehung“ erscheint das Geistmotiv: Inspiration und Einheit der Sprachen. Im Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ und nicht nur dort ist Liebe das Alpha und Omega. Die Polarität von Mann und Frau wird behandelt in der Erzählung „Ein Schritt nach Gomorrha“, im Roman „Malina“ geht es um das Opfer des Ich, und „im dritten Gedicht der ‚Lieder von einer Insel‘ begegnet eine ganze Litanei von Heiligen“ (180).

Ingeborg Bachmann erlaubt indes dem Leser nicht, die religiösen Inhalte und Metaphern arglos gläubig zu lesen. Sie kehrt die Glaubenssprache um: Das Gedicht „Psalm“ z. B. fordert zum Schweigen auf, während der Psalm 117, der wohl im Hintergrund steht, das Volk zum Lobpreis Gottes aufruft. „Das ‚Neue‘ (in der Verwendung biblisch-religiöser Sprache) liegt wieder in der neuen Sagbarkeit eines ‚alten‘ Wortes aus einer authentischen Erfahrung heraus.“ (159)

Im Schlußkapitel kommt H. Weber auf seine Anfangsfrage nach der religiösen Literatur zurück: „Für Tillich kommt... der Glaube zu seiner Vollgestalt, weil der ‚absolute Glaube‘ die herrschende Angst unseres Zeitalters, die ‚des Zweifels und der Sinnlosigkeit‘ austrägt. Bachmanns Glaubenserfahrung wäre somit der christlichen Theologie bereits voraus, hätte sich in ungeschützterer Weise der geschichtlichen Situation gestellt.“ (239) Dahinter setzt Weber noch einmal ein Fragezeichen und meint schließlich, seine Unerreichbarkeit von uns aus überbrücke Gott mit seiner unerreichbaren Liebe.

Sicher ist am Ende: Der biblisch-theologische Glaube ist ein brauchbarer Schlüssel für Bachmanns Werk, aber ist es Bachmanns Werk auch für den Glauben? Erlaubt ist jedenfalls, daß sich bei der Lektüre ihrer Dichtungen gelegentlich Zweifel einschleichen, ob das alles so ehrlich ist oder ob da ein trotziges Kind über die Unerreichbarkeit Gottes noch weiterweint, obwohl der Trotz so weit gar nicht mehr reicht.

P. Leutenstorfer SJ